

Bezugs-Preis

In der Hauptexpedition oder den im Verlags-
bureau und den Buchhandlungen
abgeholt: Vierteljährlich 4.50,
bei gewöhnlicher halbjährlicher
Lieferung 8.00. Durch die Post bezogen
für Deutschland und Österreich: Vierteljährlich
4.60, Directe wöchentliche Kreuzabrechnung
für Ausland: monatlich 1.75.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/7 Uhr,
die Abend-Ausgabe Montags um 6 Uhr.

Redaktion und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Montags am unteren
geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:

Edta Riemer's Verlag (Alfred Gahn),
Unter den Eichen 3 (Westfalen),
Leipzig.
Katharinenstr. 14, post. und Königsplatz 7.

Leipziger Tageblatt

und
Anzeiger.

**Amtsblatt des königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig,
des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

№ 335.

Samstag den 4. Juli 1897.

91. Jahrgang.

Aus der Woche.

Wie wieder eine beinahe vollständige Regierung im
Reich und in Preußen. Der noch fehlende Schatzsecretar
ist, wie es heißt, ernannt worden, wenn der
Schwerpunkt des Reichsregiments wieder auf das
Reichstag verlegt sein wird. Die Verhandlungen bestehen
infolgedessen für den verstorbenen v. Stephan und die
entlassenen Herren Holtmann und v. Warshall sind
eingetreten v. Fobbielski, Leipzig und v. Bülow.
Graf Wladimir vertritt das Schatzsecretariat —
wenn es anderweitig besetzt ist — mit dem Reichsamt
des Innern und übernimmt an Stelle seines Vorgängers
auf diesen Posten, v. Boetticher, die Vertretung des Reichs-
schatzsecretars. In Preußen endlich geht das Präsidium des
Staatsministeriums auf Herrn Dr. v. Miquel über, der im
Verdicht bleibt was er war. Der Finanzminister aber, der
als dienstfähiger Minister die Anwartschaft auf seine neue
Würde; was ihn betrifft, ist alle die „Umbildung“ politisch
so gut wie ganz bedeutungslos, was die Uebertragung der
Vertretung des Reichsfinanzamtes auf den Grafen v. Bismarck
das politische gleichfalls wenig zu besagen. Der bisherige
Schatzsecretar ist ein trefflicher Beamter; für einen Staats-
mann größeren Stils hält er sich wohl selber nicht. Es ist
also Alles beim Alten geblieben und sollte auch dabei bleiben.
Herr v. Miquel trat in den Hintergrund, weil er wirkliche
Veränderungen — nach positiver wie nach negativer
Seite — für den Fall der Uebernahme der „Reichs-
schatzsecretar“ in Aussicht nehmen zu müssen erklärt
hatte. Er hätte in Wien bleiben können, von
wo ihn ja der Reichsanzeiger gar nicht hat abweisen
lassen. Herr v. Miquel aber hat allerdings nicht. Der ver-
gessenen Auslassung der „Wochens. Bl.“ ist mit
Sicherheit zu entnehmen, daß der Reichsanzeiger die
ganz und gar ausfallend gewordene Angelegenheit
einer seiner Jahre entsprechenden Reform des Militärs-
strafrechts zum Anlaß seines Rücktritts nehmen
wird, nachdem er sich — vollständig im Hinblick auf
die geschichtliche, auf den Versuch des Herrn v. Miquel
geschlossenen Wien — den staatsrechtlichen Druck seines Ver-
sprechens wegen des Coalitionvertrages hat entgegen lassen.
Bei der Uebertragung der Stellvertreterung ist
vielleicht auf ein längst veröffentlichtes Schreiben des Fürsten
Bismarck an den Grafen Stolberg vom Jahre 1890
hinzuweisen. Viel interessanter scheint und eine
andere, unbedacht gebliebene Stelle dieses Briefes. Bismarck
schreibt:
„Das Gefühl, die Könige der Könige Verhältnisse zu er-
kennen, und die Ueberzeugung, daß ein Minister nicht nur
seine Amtsführung, sondern auch für seinen Rücktritt und
dessen Folgen eine Verantwortung trägt, halten mich
bisher in meiner Stellung, können mich aber die schwebenden Punkte
nicht erlösen.“

Wie man weiß, hat Fürst Bismarck dem Kaiser Wil-
helm II. niemals ein Abschiedsgesuch eingereicht, auch auf
Kaiserbefehl nicht. Im Gegentheil. Er überreichte im
März 1890 eine Denkschrift, in welcher er die politischen
Gründe, die gegen seine Entlassung sprachen, ausein-
anderlegte. Seine Gründe haben ihm dieses Verhalten als
langjährig anerkannt und die Absicht untergelegt, dem
Kaiser die Verhältnisse zu bereiten. Aus dem Briefe
an den Grafen Stolberg geht aber hervor, daß der erste
Reichsanzeiger schon zehn Jahre vorher die Auffassung hatte,
ein Minister habe für seinen Rücktritt ebenfalls die Ver-
antwortung zu tragen, wie für seine Amtsführung. Daß er
gehe, als er im Jahre 1890 ablehnen wollte, ist eine
Entscheidung, die wohl heute nicht einmal mehr ein
Gegenstand der Erwähnung ist. Von ihm stammt die
neueste Zeit angehörige Einweisung des Reichsfinanzamtes
unter die Landesverwaltungen. In diese Zeitrechnung gehören
die Reichsminister, die sich wohl mancher erinnert, als man
den Grafen Stolberg von Weimar habe sich aus dem Rücken
in Preußen mit dem Grafen verabschiedet: „Ich danke
Ihrer Durchlaucht für Alles, was Sie dem Vaterlande ge-
than haben.“ Dieses Wort eines deutschen Fürsten, der einst
vrog seiner Verdrängung mit Kaiser Wilhelm I. ein Gegner
der preussischen Politik war, mag übrigens noch Höheren als
freimüthigen Ausrufers fast auch in der Form geklungen
haben, die ihm die Berliner Genie zu geben beliebt: „Ich
danke Ihrer Durchlaucht für Ihre Freundschaft.“
Bei Gelegenheit des Jubiläums der Königin Victoria
hat ein sonst nicht chauvinistisches englisches Blatt, „Daily
Chronicle“, seine Leser mit der folgenden Paraphrase ge-
schmeichelt: „Wenn wir (die Engländer) von dem neuen colonialen
ehrigsten Bestrebungen in die Zukunft blicken — mag
es Frankreich, Deutschland oder Italien sein — so können wir
nur lächeln. Sie können es einfach nicht. Die deutsche
Landespolitik mag es genügen, auf das schmuckvolle
in Afrika hinzuweisen.“ Es wird keinem verständigen
Deutschen entfallen, daß mit Engländern in einen Streit über
ein solch ungeschickliches Urteil einzutreten. Aber für den
häuslichen Gebrauch ist dieses doch nicht ganz un-
wahrnehmbar. Wir haben in Afrika nicht nur kein
Colonialland, sondern im Gegentheil verhältnismäßig rasche Fortschritte,
insbesondere auch nach der civilisirten Seite hin, gemacht.
Aber die Verdrängung von Jangbar für einen „Posten“ ist
ein Blatt in der deutschen Colonialgeschichte, dessen
wir uns zu schämen haben und das wir immer und immer
wieder lesen sollten. Es preigt vor Allem die Behauptung
die deutschen Kolonialfreunde, daß bei allen Bestrebungen
auf ihre durch politische und volkswirtschaftliche Denken
gewonnenen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer
zuerstehenden Seereise zu stützen und auf nichts weiter.
So wenig die Träger der Politik von 1890 der Sache
würden, wenn sie sich als Krieger zum Kampf gegen den

Umsturz hören lassen, so wenig eignen sie sich zu Höheren
einer ausstehenden Flottenbewegung. Der schlichte Mann
sagt sich: was gehen wegwerfen war, kann morgen
wieder wiedergewonnen werden, so bringt es auch heute
lang nicht. Die Popularisierung des Gedankens einer härteren
Kriegsflotte bleibt am besten denjenigen ausschließlich über-
lassen, die sich von der Nothwendigkeit, die deutsche
See und den deutschen Besitz jenseits der Meere zu wahren,
immer durchdrungen gezeigt haben.
Herr Dr. Voffe hat eine gute Note erhalten. In einer
Versammlung katholischer Vereine zu Neuchâtel hat sich
der Weidacher Schützling über die Unterwerfung der
Schule unter den Clerus in folgenden befriedigenden Worten
äußert: „Besonders freut mich, es hier auszusprechen zu
können, daß die hier tatsächlich vorgefundene Harmonie
zwischen Kirche und Schule ganz nach den Intentionen der
hohen Staatsregierung ist. Wenn dennoch zuweilen kleine
Reibungen zwischen den beiden Parteien vorkommen, so
sind diese nicht eingewirkt auf die Intentionen der leitenden
Kirche, die anders gefast hat.“ Man kann man nicht
verlangen, was das ohne Betrübnis Schulgesetz!
Bei Schluß des Blattes geht und von besser Quelle noch
die Meldung zu, daß die preussische Regierung dem Drängen der
Katholiken, das Abgeordnetehaus nach Ablehnung der
Vertragsangelegenheiten aufzulösen, nicht nachgeben wird.
Sie will die national-liberale Partei in Preußen nicht völlig
ausgerieben haben, was bei der „Abrechnung“ über die
Annerkennung wäre. Die „Genl. Correspondenz“, die nach ihrer
Veröffentlichung noch schärfer wütet, als die Aufsicht,
wird über diese Entscheidung sehr unglücklich sein.

politische Richtung mag welche immer sein und es mag sich wo immer
befinden — der Republik und dem Vaterlande schadet, außer nicht
gefallen haben. Wenn auf dem Abwärtigen Bundesrat in Leipzig
auch Redner aus dem deutschen Reich die schädliche Richtung
auf den Nationalismus verweisen haben, so kann man das als einen
bedauerlichen Zufall ansehen und schließlich daran vorüber-
gehen. Wenn aber österreichische Redner im Ausland direkt
gegen Österreich Stimmung zu machen suchen, so ist das mehr als
ein Zufall. Das gehört in die Kategorie des Unvorstellbaren.
Wir haben verschiedentlich gehört, daß beim Comitee des
deutschen Bundesrat auf die österreichische Dynastie in un-
gezügelter Weise reflectirt worden sein soll. In den Zeitungs-
berichten findet sich Nichts davon erzählt. Wir wollen daher
annehmen, daß diese Behauptung nicht zutrifft. Sollte aber wirklich
eine derartige Angelegenheit in Leipzig besprochen worden sein,
dann müßte man und sagen, daß kein Wort davon wahr ist, das
Schicksal zu beurtheilen. Es ist möglich, daß man genug, daß Deutsche
aus Österreich sich in Leipzig so weit verhalten haben, eine Inter-
vention des deutschen Reichs in österreichischen
Staatsangelegenheiten anzunehmen und innere Streitigkeiten vor
ein ausländisches Forum zu bringen. Sie hätten besser gesehen,
sich der Worte zu enthalten, die Fürst Bismarck am 16. April 1890
an eine Deputation österreichischer Staatsmänner richtete: „Der
Höchstwille für die Staatsangelegenheiten in deutschen Reichsteile
können Sie nicht willkürlich befehlen, als indem Sie die
Verhältnisse zu einem Punkte bringen.“ Wenn Sie die
Fürst bezüglich des Reichthums der Deutschen in Österreich
zu ihren Reichthümern: „Kaiser dem Reichthum erlitt
doch noch das Band der Jugendlichkeit zu demselben
Staatsgebilde, welches ebenfalls zur Noth in der
Beurtheilung, auch in der Beurtheilung der feindlichen Seite des
fremden nationalen Willens beugen soll. Ich will damit für
Ihre nicht deutschen Nachbarn eine gewisse Verächtlichkeit
und Rücksicht empfehlen.“ Das ist eine Pointe, die so
schon nicht ohne Wirkung in Österreich werden kann. Aber als
Land hinausgehen, dort den eigenen Staat und die eigene
Regierung zu demüthigen, ist so gänzlich das Gegenteil dessen,
was Fürst Bismarck den Reichstheoretikern empfohlen hat.
Daß Deutsche aus Österreich in Leipzig die bedauerlichen Reden
gehalten haben, stellt einen großen Mißbrauch dar, wofür aber
es nicht minder sein sollte, daß man sie dabei gewarnt
hätte. Abgesehen von socialdemokratischen Versammlungen,
würde in Österreich in jeder Wählerversammlung, in jedem
politischen Verein ein Versuch, innere Fragen eines Nachbar-
landes in gelähmter Weise zu discutiren, sofort die
energischste Zurückweisung finden. Es ist sehr zu bedauern,
daß man in Leipzig nicht die gleiche Zurückhaltung beobachtet

Ein offenes Wort.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichen die „Hamb. Nachr.“
die folgende Zuschrift aus Wien:
„In österreichischen und deutsch-österreichischen Blättern
sind seit längerer Zeit wiederholentlich erschienen, zu dem
ersten sogenannten Kampf gegen die Sprachverordnungen“
Herausgegeben worden. Wie meinen gewisse Reden,
die auf dem Abgeordnetenhaus in Graz in Wien und
auf dem Comitee des österreichischen Bundesrat in
Leipzig gehalten sind. Vor uns liegt ein ganzer Stoß von
Zeitungen, österreichischer sowohl als deutsch-österreichischer,
die sich mit dem Gegenstand befassen. Nachdem einmal so
viel darüber gedruckt worden ist, wäre eine Regel-
mäßige Besprechung der Sache gegenüber kaum am
Orte. Wir wollen also auch von dem Reden sprechen, die
in Graz und in Leipzig gehalten wurden und von denen
manche doch über die realistische Wesen der öffentlichen
Discussion hinausgehen. Es ist
peinlich, sagen zu müssen, daß in Graz, wie in Leipzig
österreichische Redner die Rücksicht, die ein Österreichischer —

Feuilleton.

**Alpenport und Schweizerreisen in allen
Zeiten.**

Von Eduard Heubel.

Nun leidet die ganze Menschheit der Vergnügen wiederum
Tausende in die Alpenländer; jedes Jahr wird die Schweiz
ein wenig volker, jedes Jahr die Unabbarkeit der Bergreisen
ein wenig eingeschränkt. Was möchte wohl der alte
Sagen, daß er die große Wallfahrt von Menschen, deren
Reiz darnach steht, in die Alpenländer einzuwandern oder
gar ersten Versuch zu tragen, um die schönsten höchsten
Bergspitze zu erklimmen. Er hatte ja nur Augen für die
Schönheit der Alpen, und Hannibal's berühmten Alpenübergang
schätzte er mit den höchsten Ausdrücken seiner, ein
entsetzlicher Bemerkung. Und das war nicht etwa nur sein
persönlicher Geschmack, sondern es war die Ansicht des ganzen
römischen Alterthums. Der Wallfahrter liebte die Natur
nur dann, wenn sie ihm in cultivirter Gestalt vor die Augen
trat; für ihre Ungezogenheit hatte er keinen Sinn, die
Schweizerberge, die ins Po-Thal hinabstiegen, liebte ihn nicht,
als ein feindseliges Inneres schaute er das große Alpen-
gebirge, und wenn wirklich einmal ein Römer eine
Bergbesteigung wagte, so hatte er dabei höchstens wissen-
schaftliche Zwecke; die Freude an dem durch sie allein
zu erreichenden Naturgenuss, das Verhältniß für die
Empfindung „Auf den Bergen ist Freiheit“ ging ihm
ab. Würden so die Alpen als etwas Schreckliches
und — in den Hochgebirgsparthien wenigstens — ganz
Unbekanntes dem Mittelalter überliefert, so war diese
Verdammung und materielle Gedanken unwirksam, über
diese Auffassung hinauszuweisen. Denn früher war jetzt
das Gemüthsleben gewachsen, in der Wildnis dachte man
sich die Heimat höher Ansehens, und man trug Sorge,
die schwer zu bändigenden nicht in ihrem Reich zu hören.
Dagegen aber kamen die unzähligen Bequemlichkeiten der Alpenreisen,
von der wir best kaum eine Vorstellung gewinnen können.
Alle deutschen Länder hielten haarscharf auf das unglückliche
Gericht, daß Heinrich IV., der gekrönte Kaiser, im Winter
die Alpen überstieg habe, und durchdrungen wurde von
tausendjährigen Lebensjahre gemeldet, die er und seine treue
Gemahlin Bertha auf dieser wilden Fahrt, die ihm freilich
die Krone rettete, überstanden habe. Ein halbes Jahrhundert
später wollte der Abt von St. Trond (bei Eimburg) über den
St. Bernhard berichten: lange sah er angestrichelt im Dorfe
Gronoble am Fuße des Berges seit: als er sich endlich auf
den Weg machte, beidete er und all seine Gefährten und sie
nahmen das Abendmahl, bevor sie den Uebergang wagten.
Aber eben während der heiligen Handlung wurden zehn
Hühner von einer Kamme getödtet und entsetzt schickte der
Abt nach einmal zurück.

Es ist also nicht allein die Unbegrenztheit des Reizes,
sondern die Eigenheit der Naturauffassung, die diese Zeit zur
„Alpenreise“ veranlaßt. Für die Schönheit der Bergwelt
hat man keinen Sinn, eine Vergeltung aus touristischer
Reinigung gilt für etwas Unbedeutendes. Darum hielt es auch
der erste berühmte Bergsteiger, der wir kennen, Petrarca, im
Anfange des 14. Jahrhunderts für nöthig, sich wegen seines
unbegreiflichen Blaus, den Mont Ventoux bei Aragon zu
besteigen, mit Hilfe bösserer Beispiele zu entschuldigen.
Im Nachhinein ein alter Dichter, am Fuße des Gebirges
anzukommen, er habe einmal den Versuch gemacht, und Reue,
zerstörte Glieder und zerlegte Kleider seien sein Lohn ge-
wesen. Deswegen schreibe Petrarca seinen Plan an-
gesichts, und das Hauptinteresse bei dieser Unternehmung
liegt darin, daß er den landwirtschaftlichen und gemüthlichen
Reiz der Bergfahrt erfahre und empfinde. Denn auf
dem Gipfel wurde er von der weiten Landschaft so
übermannt, daß ihm die Schönheit des ganzen Erd-
kreises, das da so klein tief unten zu seinen Füßen
lag, mit erschütternder Gewalt zum Bewußtsein kam.
Doch was dem Dichter aufging — auch der große
Dante hatte bereits eine Bergparthe zum Zweck land-
schaftlichen Genusses unternommen — das blieb nicht allein
seiner Zeitgenossen, sondern auch der Nachwelt noch lange
verloren. Wohl muß der italienische Kodomo-
graph Boccaccio über, dessen „Dittamondo“ um 1360 er-
schien, Berge von mehr als 10 000 Fuß Höhe erklommen
haben, weil er, wie Quardant bemerkt, Symptome kennt,
die sich erst in dieser Höhe einstellen; wohl sind einzelne
solche Bergsteiger von Zeit zu Zeit von dem Gipfel,
die in ihre Thäler hinabstiegen, gelockt worden und
haben sie zu demüthigen versucht. Doch die Namen dieser
Alpensteiger nennt kein Dichter, kein Historiker, und die
europäische Menschheit im Allgemeinen hat noch Jahrhunderte
lang für die Alpen nur Furcht oder Abscheu übrig gelassen;
all die vielen Reizen ins Südländ oder zum heiligen
Grabe, die Schauern von Wallern durch die Schweizerberge
führten, all die vielen Kämpfe, die in ihren Thälern an-
gefochten wurden, haben keinen Veranlassung, den Weg zum
Gipfel zu versuchen. Vielmehr hat Heinrich Babri und
Lini, der am Ende des 15. Jahrhunderts die Alpen durchzogen,
war für ihre schwebenden Thäler und die Höhe, und 100 Jahre
später ahmet der gute Rabel auf, als er, aus den Alpen
beurkundend, das „schöne Idem“ Feldfeld erblickt, und
der Württemberger Heinrich Schickard aus Herrensberg
verlieh mit Freunden das „gründlich und langweilig Gebirg,
darin wir zehn ganzer Tage zubehalten“. Derartige Urtheile
sind sogar bis tief ins 18. Jahrhundert hinein ver-
breitet. Die Schweiz blieb landwirtschaftlich terra incognita;
ja selbst auf den Karten war beispielsweise die Gegend von Chamouny
etwas so dargestellt, wie heutigen Tage die unerforschten
Gebiete Inner-Africas auf unseren kartographischen Darstellungen.
Und doch gab es bereits einzelne Männer, die die heilige
Schönheit der Alpenwelt wahrnahmen, zu den Bergen nicht
mit Schauer, sondern mit freudiger Bewunderung aufblickten
und darnach strebten, die Luft der freien Luft der Höhe

zu haben. Konrad Gessner darf hier genannt werden, der
1541 an einen Freund schrieb: „So lange mir Gott Leben
schenkt, habe ich beschlossen, jährlich einige Berge, oder doch
wenigstens einen zu besteigen, theils um die Gebirgsparthe
zu lernen, theils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu
erfrischen.“ Und in warmherzigen und verständnisvollen
Worten preist er die Schönheit der Alpenwelt, die zur
Nachdacht stimme und über des Erdkreises Kleinheit empor-
hebe. Im selben Jahrhundert wurde schon der Palast
vom ersten Male errichtet; freilich blieb das Unternehmen
auch in der Folgezeit sehr vereinzelt, ja, es war noch im
18. Jahrhundert „so klein und güt“ verbleiben, weil es ge-
wöhnlich sei, furchtbare Gefahren zu erzeugen. Wie schon aus
Gessner's Ausdrücken ersichtlich, waren es in erster Linie
auch wissenschaftliche Interessen, die zur Bergbesteigung an-
trieben; Naturforscher waren daher die ersten Touristen,
die vom Niesen, vom Stockhorn, vom Galanda zu
Thale blühten, und ein wissenschaftlicher Reise-
schreiber, J. J. Schönbauer, war der Erste, der mit seinen
Schülern in den Jahren 1702—1711 die Schweiz mit allen
Richtungen hin ausführte, auch den verbotenen Pilatus
erklam und davonredende Notizen machte. In ähnlicher
Weise bemerke sich das wichtigste Werk von J. J. Schönbauer,
der u. a. die „geometrische und barometrische Unter-
suchung“ der Besteigung des Elodhornes am Thuner See
wagte. Keine Unternehmung war, die unseren Alpensteigern,
denen kein Gipfel so gefährlich ist, imponiren konnte;
wenn nach Horaz „Karduz und dreifaches Erz Dem die Brust
wappnete, der zuerst den gedrückten Kahn der grimmen
Meeresflut anvertraute“, so darf gewiß nichts Geringeres dem
nachgelagert werden, der zuerst dem ewigen Gie der Gletscher
und den Schneewindes trotzte.
Und so sind wir denn in das Zeitalter gelangt, das in
der Geschichte der Alpensteigerei einen Wendepunkt bedeutet
und die Eroberung der Alpenwelt einleitet, — ins 18. Jahr-
hundert. Damals wußte sich jeder große Lustwandlung im
Naturgenuss, den Gie so trefflich darstellt: das
Erwerben des Gefühls für das Romantische, das sich vor-
nehmlich an den Namen und die Gedanken Jean Jacques
Rousseaus knüpft, dem, wie er selbst bekannt, „schwerige
Bergwege auf und ab, Abgründe zu beiden Seiten, die mit
lächerlich hocht machen“, zu einer Leidenschaft, die ihm gefallen
sollte, gebildet. Rousseau war ein leidenschaftlicher Berg-
wanderer; noch zum Theil schon vor ihm war die Freude an
Alpenfahrten erwacht und mehrfach bekräftigt worden. 1739
wurde der Thälid erstmalig errungen. Zwei Jahre später
sagte ein in Genf wohnender Engländer, Namens Windham,
den Plan, in Chamouny bis dahin noch ganz unbekannte
Höhen- und Gletscherwelt einzusehen. Mit sieben
Benedikten brach er auf; sie haben ohne Zweifel (erzählt
Rousseau mit hübschem Humor) die Demotoren für gefährliche Klüften
angesehen, denn sie begaben sich dahin mit größter Sorgfalt be-
waffnet und von einer Anzahl gleichfalls gut bewaffneter Diener
begleitet; sie wagten sich in kein Paß hinein, sondern hatten
sich Zelte mitgebracht, in denen sie auf freiem Felde ihre
Behagung aufschlugen, unterhielten die ganze Nacht hindurch

Feuer und stellten Schutzwachen auf.“ Ein Beispiel nach dem
andern wurde bezugnehmend. 1778—80 machten sieben ver-
wegene Genueser und Genueser Veruche, den gewaltigen
Monte Rosa zu erklimmen und brangen die zum sogenannten
Entdeckungsreisen vor (die höchste Spitze des Monte Rosa
wurde erst 1855 erreicht). 1779 wagten sich zwei rother
Bergsteiger, der Priester Parrot, Pierre de Biddes im Enten-
mont-Thal, mit R. J. Bourrit aus Genf an den Mont
Balan in den Walliser Alpen; und obgleich die sie be-
gleitenden beiden Genueser zweimal, zuerst vor einer 40
hohen Mauer von weichen Schnee und dann am Fuße einer
glatten, völlig senkrechten Felswand vergeblich und nicht
weiter wollten, erklimmen sie schließlich doch den Gipfel.
Erst einige Monate des Alpenports waren auch der Priester
Clement von Chamouny, der 1784 die Höhe des Dent du Mi-
er erreichte, und der unermüdete Vater Huetz aus Speyche,
der sich noch in seinem 70. Lebensjahre an den Thäl
hatte. Gatte Gibbon um die Mitte des Jahrhunderts wieder
können: „Nicht ist es bei fremden Reisenden nicht Rede ge-
worden, die Gletscher hinaufzuziehen und die Felsberge zu ver-
suchen“, so besagte er schon 1787, die Wälder, die Gletscher
und Gletscher in Angenchein zu nehmen.“ Selbst das Unbegreif-
liche war damals bereits Ereignis geworden. „Man weiß
keinen Menschen, der den weißen Berg (Montblanc) oder den
Schneehorn erklommen hätte.“ So sagte Johannes Müller
1796. Aber im selben Jahre verfaßte schon Dr. Bonard
aus Genf mit einem Führer aus Chamouny aus rein
touristischer Reizung Europas höchsten Berg zu überwinden,
und im Jahre 1787 führte der große Gelehrte Taufner
dies schwere Wagnis nach. Von der eisumgürteten Höhe
sah zum ersten Male ein Menschlein auf die gewaltige Berg-
welt um und unter sich.
Ja, der Mensch hatte geglaubt. Ueberstanden war das
Grauen vor den finsternen Giefern der Berge und Abgründe,
überwunden die trügerische Unabbarkeit der Alpen, und erobert
das Verhältniß für die feierliche Schönheit ihrer Höhen,
für die fühlende Kraft, die in der Besteigung der Abgründe
leiten der Bergwelt. In diesem feierlichen Kampfe mit
der Natur hat dann unser Jahrhundert große Fortschritte
gemacht: zuerst (1811) mußte sich die Jungfrau, zuletzt (1861)
das von Aletsch der gefährliche Schneehorn dem Touristen
ergeben. Und best empfängt die Schweiz alljährlich große
Schauern von Alpensteigern und allen Theilen der Erde.
So ist es zwar nicht ganz, wie Haller es einst geäußert hat:
„Alle Reisenden zu überbergen, ohne von ihnen Weid an-
zunehmen, ist auf den Alpen dieser Gegend (Chamouny und
Neuenen Alpe) nicht nur Eitel, sondern so viel als Verleug.“
Doch ihr schönstes Gastgessen bietet ja auch noch die Schweiz
ungefährdet dem Besucher dar: die Schönheit der einst
berückelten und gefürchteten Alpenwelt.